

Klinikseelsorger und Corona: „Die Nähe fehlt“

Konradsblatt Nr. 16, 19.04.20

Seit Wochen rüsten sich die Krankenhäuser für den Kampf gegen Corona – und stellen dabei die Klinikseelsorge vor ein nie dagewesenes Dilemma. Vier Berichte aus Pforzheim, Offenburg, Heidelberg und Emmendingen ...



Noch vor wenigen Wochen unvorstellbar: Seit dem 14. März gilt in den Krankenhäusern striktes Besuchsverbot.

Die Flure sind leer. Wo sich sonst Patienten am Handlauf entlang die Beine vertreten, Angehörige nach der richtigen Zimmernummer suchen und auch mal ein Enkelkind lärmend den Gang hinunterläuft, ist eine merkwürdige Stille eingekehrt. Das Corona-Virus – so scheint es – hat auch den Organismus der Kliniken befallen, legt sich schwer auf seine Lungen und lässt gleichzeitig das Herz schneller schlagen. Denn die Anspannung bei Pflegepersonal und Ärzteschaft ist groß – nicht nur auf den Intensivstationen.

Eine Personengruppe, zu deren Beruf und Berufung es gehört, die Stimmungslage in den Kliniken genau im Blick zu haben, und ihr zu begegnen, sind die knapp 100 hauptamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger, die in den medizinischen Einrichtungen im Erzbistum Freiburg ihren Dienst tun. So wie Pastoralreferentin Regina Mandel am Siloah St. Trudpert Klinikum in Pforzheim.

Auch die 58-Jährige kann ihre Arbeitsstätte nicht mehr ohne Weiteres betreten. Alle Türen sind verschlossen und noch vor der Pforte am Haupteingang wird gefiltert, wer hineingelassen wird – und wer leider draußen bleiben muss. „Als Mitte März die Besuchersperre eingeführt wurde, herrschte eine Riesenverunsicherung. Das war gerade für die Mitarbeitenden an der

Pforte sehr stressig, da ging es teilweise richtig aggressiv zu“, erinnert sich Mandel. Doch seit es klare Ausnahmeregeln für Besuche gebe, habe sich die Lage beruhigt – auch wenn noch immer viele Angehörige abgewiesen werden müssten.

„Wir schwimmen alle und müssen ganz neu durch diese Zeit finden“



Regina Mandel ist Klinikseelsorgerin am Siloah St. Trudpert Klinikum in Pforzheim.

Das seit 14. März geltende Besuchsverbot hat den Klinikalltag am nachhaltigsten verändert und es trifft besonders ältere Patienten und solche mit langer Verweildauer hart. „Viele fühlen sich einsam, natürlich vor allem die, die nicht technikaffin sind oder auch nicht mehr gut hören und telefonieren können“, schildert Mandel. „Es tut richtig weh, das zu sehen.“ Gerade diese Patienten versuche sie auch weiterhin zu besuchen – wenn auch inzwischen ohne Handschlag, dafür mit ausreichend Abstand, Kittel und Mundschutz. Wie oft sie sich am Tag die Hände wäscht und desinfiziert, kann sie nicht sagen. „Permanent.“

Regina Mandel ist Mitglied der Leitungsgruppe der Arbeitsgemeinschaft Klinikseelsorge, in der sich alle hier tätigen Seelsorgerinnen und Seelsorger im Erzbistum zusammengeschlossen haben. In wöchentlichen Telefonkonferenzen berät die Leitungsgruppe die Lage, tauscht sich aus und stellt Material zusammen, all das in Abstimmung mit dem Seelsorgeamt. Die Situation ist auch für die Professionellen und Krisen-Erfahrenen vollkommen neu, daher kommt gerade jetzt der kollegialen Vernetzung und Unterstützung eine große Bedeutung zu. „Wir schwimmen alle und müssen ganz neu durch diese Zeit finden“, sagt Mandel, die immerhin auf fast drei Jahrzehnte Erfahrung in der Klinikseelsorge zurückblickt. Wie können der Kontakt zu nicht-infizierten Patienten gestaltet, wie ihre Angehörigen begleitet werden? Wie steht es um die Seelsorge der Corona-Kranken? Welche rituellen Angebote sind noch möglich? Lauter neue Fragen.

„Wir sollen Kontakte mindern, aber die Menschen brauchen uns mehr als zuvor“



Andreas Pfeffer ist Klinikseelsorger am Ortenauklinikum in Offenburg.

„Die Routinen, die wir kennen und beherrschen, greifen gerade nicht mehr“, so formuliert es Andreas Pfeffer. Der Pastoralreferent ist Klinikseelsorger am Ortenauklinikum in Offenburg. Auch er hat sich in den vergangenen Wochen nur noch so viel wie gerade nötig in der Klinik bewegt. „Als Seelsorger stecken wir in einem großen Dilemma“, schildert er. „Wir sind angehalten, die Kontakte zu mindern, aber die Menschen brauchen uns eigentlich mehr als zuvor.“ Sei er doch mal im Haus – etwa um in die Kapelle zu gehen – käme er kaum voran. Immer wieder würde er angesprochen. „Könnten Sie nicht noch dorthin gehen?“ Und so tendiert Andreas Pfeffer mittlerweile wieder dazu – trotz aller Möglichkeiten von Homeoffice und Intranet – mehr Präsenz vor Ort zu zeigen, um dem Leiden zu begegnen. „Es ist eine unsägliche Not für kranke Menschen. Je älter sie sind, desto größer ist das Bedürfnis nach Nähe, Begleitung und Wärme. Da geht es um Lebensbilanzen, existenzielle Fragen brechen auf. Deshalb gibt es uns ja.“

Befürchtungen um seine eigene Gesundheit habe er eigentlich nicht. „Wir treffen sorgfältig die Schutzmaßnahmen, wie sie jeder Pflegende und Arzt auch trifft.“ Gleichzeitig sei es wie vielerorts wichtig, nun kreativ zu werden. „Wenn es eng wird in den Kliniken – bis das es bedrängt und umbringt – müssen wir Luft und Raum schaffen“, auch so beschreibt er die Aufgabe der Klinikseelsorge. Warum also nicht am Telefon zusammen beten und einen Segen zusprechen? Am Klinikum in Offenburg wurde außerdem ein telefonischer Seelsorgedienst für Angehörige von COVID-19-Patienten eingerichtet, an dem sich auch hauptberufliche Seelsorgende aus Kirchengemeinden beteiligen.

„Abstand wahren, nicht die Hand auflegen oder halten zu können, ist kontraindiziert“



Christian Hess ist Klinikseelsorger an der Chirurgischen Klinik in Heidelberg.

Auch Christian Hess, Pfarrer und Seelsorger an der Chirurgischen Klinik in Heidelberg, hat längst überall Zettel mit der Rufnummer der Klinikseelsorgenden aufgehängt. Ihre zentrale Botschaft lautet: „Wir sind nach wie vor erreichbar.“ Falle jemandem in der Isolation und Einsamkeit allerdings wirklich sprichwörtlich die Decke auf den Kopf, schaut Hess weiterhin persönlich am Krankenbett vorbei. Auch dann, wenn sich etwa besorgte Angehörige bei ihm melden würden. Denn dass das Telefon den Besuch nicht ersetzen kann, ist dem Pfarrer klar. „Wenn jemand da ist, der ein Lächeln schenkt, setzt das auch Heilungskräfte in uns frei. Abstand wahren, nicht die Hand auflegen oder halten zu können, ist kontraindiziert. Die Nähe fehlt.“

Weil sich sein Büro in der Klinik auf derselben Ebene wie das der Pflegedienstleitung befindet, ist Hess auch an der Stimmung der Mitarbeitenden nah dran. „Klinikseelsorger heißt ja auch Seelsorge für Mitarbeitende“, betont er. Eine Stationsleitung habe ihm etwa berichtet, dass gerade jüngere Kolleginnen und Kollegen sehr angespannt seien und es viele Fragen gebe. Doch noch ist die Zahl der Corona-Patienten auch in Heidelberg stabil und die Lage trotz immer weiterer Neuinfektionen eher ruhig.

Ob es sich dabei um die Ruhe vor dem Sturm handelt, oder der Sturm ausbleibt, diese Frage treibt gerade überall die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Kliniken um. Auch Regina Mandel pflegt in Pforzheim den Kontakt zum Personal. Dabei gebe es allerdings gerade auf den Corona-Stationen wenig Spielraum für Gespräche, Ärzte und Pfleger funktionierten einfach. „Wir geben alles und dann sterben sie ganz schnell“, berichtete ihr eine Schwester einmal über das Gefühl der Vergeblichkeit, nachdem zwei Patienten plötzlich an der neuen Lungenkrankheit gestorben waren. Dennoch sei der Bedarf an Seelsorge noch zurückhaltend und Mandel wehrt sich auch gegen eine Spaltung: „Das Krankenhaus hat auch noch Normalbetrieb. Nicht nur auf den Corona-Stationen arbeiten die Helden, auch die anderen machen ihren harten Job.“

„Wir müssen niemanden im Sterben alleine lassen“



Auch in den Kliniken fallen die öffentlichen Gottesdienste aus. Doch die Kapellen bleiben offen zum Gebet.

Viele Kliniken verfügen über ein spezielles psychosoziales Beratungsangebot für Mitarbeitende, die Klinikseelsorge wird nur bei Bedarf hinzugezogen. Mandel, die auch Ethikberaterin am Pforzheimer Klinikum Siloah St. Trudpert ist, glaubt auch nicht, dass Seelsorge im Zuge eventueller Triage-Entscheidungen eine Rolle spielen wird – wenn also die steigende Zahl an Corona-Patienten Ärzte zu Entscheidungen über Leben und Tod zwingen könnte, sollte es an Beatmungsplätzen für alle fehlen: „Da gibt es klare medizinische Kriterien. Die Entscheidungen müssen außerdem so schnell getroffen werden, dass es keinen Spielraum für Beratung gibt.“ Erst im Nachhinein – so könne sie es sich vorstellen – käme vielleicht die Frage auf: Haben wir richtig entschieden? Hier könne Seelsorge eine entlastende Funktion besitzen.

Noch waren in Deutschland an keiner Klinik solche Entscheidungen erforderlich. Dennoch hat nun auch die Deutsche Bischofskonferenz eine „Argumentationsskizze“ für den Fall der Fälle veröffentlicht, von dem alle hoffen, dass er nie eintreten wird – dass also das Grundprinzip der Gleichbehandlung aller Patienten nicht mehr durchzuhalten ist. Darin heißt es: „Im Fall einer unüberbrückbaren Kluft von medizinischen Res-sourcen und

Behandlungsbedarf infolge einer pandemischen Überlastung des Gesundheitssystems“ sei die Triage „im Sinn einer Ultima Ratio zulässig, gerechtfertigt und sogar geboten.“

Liegt ein Patient im Sterben, gelten in den Kliniken Ausnahmen vom Besuchsverbot, die von Haus zu Haus unterschiedlich sein können und die auf der Corona-Station anders aussehen können als auf anderen Stationen. Doch in der Regel dürfen bisher ein oder auch mehrere Angehörige zu sterbenden Patienten kommen, auch – so es gewünscht wird – ein Vertreter der Klinikseelsorge.

Andreas Pfeffer, der auch in der ambulanten Palliativbegleitung tätig ist, bestätigt: „Zu den Ritualen am Lebensende suchen wir die Menschen weiterhin persönlich auf. Wir müssen niemanden im Sterben alleine lassen, auch wenn es vielleicht komisch aussieht, im Zweifelsfall bei der Sterbebegleitung ganz verumumt zu sein.“

„Psychische Probleme lassen sich ja nicht verschieben“



Urban Heck ist Klinikseelsorger am Zentrum für Psychiatrie Emmendingen.

Anders als die Rituale am Lebensende müssen aber auch in den Kliniken die Gottesdienste ausfallen – oder sie finden in der leeren Kapelle statt und werden in die Zimmer übertragen. Als besonders einschneidend erlebt das wegfallende Angebot Urban Heck, Seelsorger am Zentrum für Psychiatrie (zfp) in Emmendingen. „Die Patienten hier haben ja eine ganz andere Verweildauer – von drei Wochen bis zu einem halben Jahr. Im Gottesdienst lernen uns die Menschen kennen.“ Normalerweise bietet Heck gemeinsam mit den anderen Seelsorgern am zfp auch Mittagsgebete und Abendgebete auf den Stationen an. Dabei darf jeder etwas sagen, so ergeben sich Gespräche und Anknüpfungspunkte. „All das fiel schlagartig weg.“ Jetzt läuten jeden Tag um 15 Uhr die Glocken und wer möchte, kann kurz innehalten.

Am Klinikalltag in Emmendingen habe sich sonst wenig verändert. „Psychische Probleme lassen sich ja nicht verschieben und jemanden, der suizidgefährdet ist, kann ich nicht nach Hause schicken“, schildert der Pastoralreferent. Gleichzeitig erlebten gerade Patienten mit Depressionen oder Angststörungen die Corona-Krise als besonders bedrohlich: „Heute Morgen war ein Patient mit Ängsten da, und so ein unsichtbarer Virus multipliziert das praktisch“, so Heck. „Die Menschen sind ja in keiner guten psychischen Verfassung, wenn sie hierherkommen und jetzt gibt es dazu noch eine Gefahr, die man nicht fassen kann.“

Wegen des Corona-Virus bleiben die Patienten mehr auf ihren Zimmern, die ohnehin oft brüchigen Beziehungen nach außen leiden zusätzlich unter den Besuchsbeschränkungen. Heck geht weiter auf die Stationen, rufe allerdings zuvor dort an. Das Virus habe ihn vorsichtiger gemacht, manche Gespräche führe er im Garten. Für den Seelsorger ist aber klar: „Wenn man die Häuser so zumacht, muss man mehr für die Menschen sorgen.“

Kirsten Zimmerer